

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 225 (1952)

Artikel: Das grosse Tor
Autor: Mathys, Gaby
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das große Tor

Aufzeichnungen einer Krankenschwester
von Gabn Mathys

Der Oberarzt kam aus der photographischen Abteilung des Röntgeninstitutes und blieb einen Augenblick an einem der großen hellen Korridorfenster stehen. Er blickte ins leuchtende Grün der Bäume und Sträucher, in den dunkelblauen Himmel. Dann schritt er schweigend durch die Gänge und nachher durch den weitläufigen Spitalgarten. Die ersten Rosen blühten drüben vor dem Hause der chirurgischen Klinik. Hinter der Spitalkapelle befand sich ein großes Tor in der hohen Mauer, die das Spital umgab und diese Welt der Schmerzen trennte vom lauten Leben der Stadt. Durch diesen Ausgang verließen die Leichenwagen den Hof zwischen dem pathologischen Institut und der Klinik. „Wer von den Ärzten durch dieses Tor geht, stirbt am gleichen Tage“, so pflegten die Schwestern zu sagen, seitdem der kleine blonde Assistenzarzt von der Ohrenabteilung hindurchgegangen und am gleichen Tage beim Baden ertrunken, der Chefarzt der Chirurgie zufällig hinter einem Leichenwagen das Spital durch dieses Tor verließ und auf der Straße einem Verkehrsunglück zum Opfer gefallen war. Aber den Oberarzt kümmerten diese abergläubischen Reden wenig, sicher schritt er durch das Tor und ging ruhig die schattige Allee der Kastanienbäume hinunter.

*

Auf dem Wege zu seiner Abteilung kam er an der „Geburtshilflichen“ vorbei. Vor dem offenen Fenster des Gebärsaales blühte ein Fliederbusch. Von drinnen klang die monotone Stimme des Arztes: „Schwester Irma, schreiben Sie... Knabe reif, 49 Zentimeter, 3690 Gramm, kommt etwas aphyktisch zur Welt, Wiederbelebungsversuche gelingen ohne Schwierigkeiten.“

Die Worte verklingen hinter dem dahinschreitenden Arzte, der auf das Haus 14 zuing, in welchem seine Kranken lagen. Ruhiges Lachen und Schwagen in den Sälen, dazwischen das Geräusch eines Wasserhahns, das Knistern einer Zeitschrift. Dann erwartungsvolles Schweigen. Der Oberarzt trat mit zwei Assistenten ein, ging von Bett zu Bett, plauderte, gab da und dort ein er-

mutigendes Wort: „Wie geht's... Ist hier alles in Ordnung? — Ja, und was ist mit Ihnen, lieber Freund, wieder Temperatur, was soll das heißen?“

Am letzten Bett blieb er stehen, darin lag ein siebzehnjähriger Jüngling mit verbundenem Kopf: Selbstmordversuch. „Wie geht es, mein Lieber?“

„Gut, Herr Doktor, ich danke!“

„Ja, sehen Sie“, und die Stimme des Oberarztes sinkt zum Flüstern herab, „ja sehen Sie, ich Sorge mich vielmehr für Ihre geistige Gesundheit, sonst ist ja alle Arbeit an Ihnen umsonst. Wir sind wie Sandkörner, die der Wind zerstreut. Der Einzelne kann es nicht sein, auf den es ankommt. — Wozu ist der Mensch denn da? — Sehen Sie, lieber Freund, um mit all seiner Kraft nicht müde zu werden!“

*

Besonnen stand der Oberarzt neben dem Kesselständer und zog die Gummihandschuhe an, während seine Blicke die nickelglänzenden Instrumente streiften und über die Gestalt des weißgekleideten Assistenten, um schließlich einen Atemschnauf lang auf dem lachenden Gesicht der kleinen Schwester Marianne haften zu bleiben. Früher liebte er Schneeberge, einsame Berggipfel und stille Täler, wälderüberauschte Höhen, und nun hielt ein Frauenherz seine Sinne gefangen.

Ein süßlicher Geruch von Äther und Jod schwebte in der Luft des überhitzten Saales. In den Heizröhren brodelte leise das Wasser. Irrendwo im Hause summt ein Vist. Draußen rauschte der Regen, schon seit vielen Stunden. Die Uhr über der weißen Türe des Operationsraumes zeigt halb 3 Uhr nachts. Schieber und Arterienklammern klirren in der Schale.

„Einen Nadelhalter“, sagte der Oberarzt, „so bitte, Faden abschneiden, passen Sie auf, Schwester! Schwagen Sie nicht, denken Sie an den Spruch da oben!“

Schwester Marianne sah einen Augenblick nach der Wand, wo in großen Buchstaben geschrieben stand: «Taceant colloquia!»

*

Durch den regennassen Park ging der Oberarzt zum Pavillon 17 hinüber, wo er seine Junggesellenwohnung hatte. Plötzlich vernahm er hinter

sich Schritte. Aus dem Dunkel kam Mariannes Stimme: „Herr Doktor, soeben wurde ein Patient mit Typhlitis eingeliefert. Dr. M. meint, man müsse sofort aufmachen, und bittet Sie, herüberzukommen.“

Mit einem leisen Fluch wendet er sich um, war aber sofort wieder kühl, ruhig und beherrscht. „Ich komme, Fräulein Marianne. Sie können mich ins Operationszimmer begleiten!“

Zum ersten Male sagte er Fräulein zu ihr. Der Regen sprühte. Wie feine Schleier lag er über dem Park. Als die beiden in den Lichtkreis einer Laterne kamen, glitzerten die Regentropfen in den Haaren der jungen Schwester. Wie schön sie ist, dachte der Arzt, und dann geschah es, daß sein Blick sekundenlang in Mariannes Augen fiel.

*

Die erste Morgendämmerung kam herauf. Von der nahen Kirche schlug es 5 Uhr, und wieder begann die rastlose Arbeit im Operationsaal Nr. 7. Der leise Tropfenfall des Athens auf die Maske. Das Singen und Knacken in den Heizröhren. Leises Rauschen und dann Nachlassen des Regens draußen, sonst lautlose Stille. Endlich war auch diese Operation beendet. Langsam stand der Oberarzt auf und ging müden Schrittes nach dem Waschbecken, Marianne stand noch am Operationstisch drüben und legte einen Verband auf. Ihre kleinen weißen Hände mit den Blutsprihern drauf. . . Wie schöne Hände sie hat, ging es ihm durch den Sinn, wie schön es sein müßte, krank zu liegen und von diesen Händen gepflegt zu werden. . .

*

Das Treppenhaus war noch dunkel, als der Arzt hinausging. Ein müder Mann kann wohl einmal einen Fehltritt tun, auf Stufen im Dunkeln. Die Schwestern, die drinnen im Saale aufräumten, hörten einen dumpfen Laut, es war, als ob die Haustüre ins Schloß gefallen sei.

„Du Sophie, wir arbeiten nun schon so lange hier und wissen immer noch nicht, was der Spruch da oben bedeutet“, fragte eine Schwester.

„Da mußt du Marianne fragen, die kann Lateinisch“, antwortete die Oberschwester.

„Marianne, was heißt *Taceant colloquia*?“ wandte sich die Tragerin an Marianne, die eben hereinkam.



Seltene Invasion am Thuner- und Brienersee
Millionen von Bergfinken sind aus dem hohen Norden
bis an den südlichen Alpenrand vorgestoßen.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich



Zwischen Oberstorf und Thörishaus haben Sappeure während ihres Wiederholungskurses diese neue Sassebrücke erstellt.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

„Ihr müßt ganz stille sein“, sagte Marianne bebend. Mit der Hand wies sie gegen die Tür. Die Schwestern traten unter den Türrahmen und blickten über den Korridor auf die Treppe. Dort am Fuße der ersten Stufen lag der Oberarzt blutüberströmt.

Durch den Fliederbusch draußen strich leise der Morgenwind, und von den Zweigen fielen die letzten Regentränen der vergangenen Nacht. Langsam ging die Sonne auf.

„Seine Hand ist ganz kalt, ich fühle keinen Puls“, sagte die Oberin. Marianne barg ihr verweintes Gesicht in ein Taschentuch und sagte: „Sophie, er ist heute durch das große Tor bei der

Rapelle gegangen. *Taceant colloquia!* Nun müßt ihr ganz stille sein.“

Die verbesserungsbedürftige Natur

Der Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt forderte einen Freund auf, eins seiner Bilder zu besichtigen und zu beurteilen. Der Freund tat es und meinte nach eingehender Prüfung, die Beine der einen grasenden Kuh wären zu dick geraten. Darauf trat Hildebrandt vor das Bild, betrachtete es sehr genau und sagte dann: „Ja, Sie haben recht. Aber wissen Sie, die Kuhbeine in der Natur sind eigentlich zu dünn!“